Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 63 (1992)
Heft: 1

Artikel: Intimität und Öffentlichkeit : Lamentation über eine vermischte Grenze
Autor: Hasler, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-810797

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Intimität und Öffentlichkeit
Lamentation über eine vermischte Grenze

Von Dr. Ludwig Hasler

Referat an der Schweizerischen Tagung für Heimleitungen und Kaderpersonal, Schaffhausen, 14. November 1991

Verehrte Damen, geehrte Herren

Im Programm werde ich Ihnen als «*Philosoph und Redaktor*» angekündigt. Das geschah ohne mein Zutun. Die Formulierung ist zwar nicht gerade falsch, aber in doppelter Hinsicht zumindest suspekt. Zum einen weckt die Kombination den Verdacht, es könnte überhaupt unphilosophische Redaktoren geben. Zum andern nährt sie den Schwindel, ich wäre ein regelrechter Philosoph.

Das war ich vielleicht – bis zu jenem Tag vor fünf Jahren. Da hielt ich einen Vortrag mit dem etwas wundersamen Titel «*Die tägliche metaphysische Leistung*». Mein Thema war: Metaphysik im Alltag. Ich wollte darlegen, dass metaphysisches Denken nicht bloss die luxuriöse Kür von professionellen Philosophen sei, sondern zum Pensum aller Menschen gehöre. An simplen Fällen suchte ich dies sinnenfällig zu machen – ungefähr so:

Der Bauer düngt – also betrachtet er den Boden als etwas forcierbar Ausnutzbares, und somit hat er, zumindest implizit, ein quasi-metaphysisches Verständnis von Natur, nämlich dieses: *Die Natur ist da zum Zwecke menschlicher Nutzenoptimierung.*

Die Sängerin lässt sich psychotherapieren – also betrachtet sie sich als etwas zum Glück hin Korrigierbares, und somit hat sie, vermutlich implizit, ein allgemein-metaphysisches Verständnis vom Menschenwesen, nämlich dieses: *Der Mensch ist auf der Welt, um glücklich zu werden.*

Der Mönch betet – also betrachtet er sich und die Welt unter der Perspektive höherer Zuständigkeit, und somit hat er, vermutlich explizit, ein metaphysisches Verständnis von kosmischer Machtverteilung, nämlich dieses: *Der Mensch denkt, und Gott lenkt.*

Die Lehrerin tadelt – also betrachtet sie die Schule als moralische Anstalt, und somit hat sie, hoffentlich explizit, ein metaphysisches Verständnis von menschlicher Freiheit, nämlich dieses: *Wir sind frei zu tun, was wir sollen.*

Der Manager drängt – also betrachtet er die Zeit als etwas Erschöpfbares, und somit hat er, vermutlich nur implizit, ein metaphysisches Verständnis menschlicher Endlichkeit, nämlich dieses: *Alles eilt, denn bald schon sterben wir.*

Ich will dies nicht länger auswalzen. Sie verstehen die Überlegung auch so. Das Düngen und das Psychotherapieren und das Beten und das Tadeln und das Drängen: dies alles sind unzweifelhaft Leistungen der tagtäglichen Art. Doch diese Alltags-Leistungen leben von metaphysischen Vorleistungen – von Vor-Entscheidungen sogenannt letzter Fragen: Was heisst Freiheit? Natur? Mensch? Glück? Welt? Zeit? Solche Fragen haben wir, ob wir wollen oder nicht, immer schon beantwortet, wenn wir überhaupt in die Alltags-Welt hineinleben. Also: Kein Alltag ohne Metaphysik! Wir könnten gar nicht düngen und tadeln, therapieren und drängen – hätten wir uns nicht im voraus darüber verständigt, was wir als natürlich und unnatürlich gelten lassen wollen,

Dr. Ludwig Hasler: «Spannung zwischen Innen und Aussen, zwischen Ich und Welt, zwischen Selbst und Anderen macht das Leben reich.» Dr. Ludwig Hasler ist stellvertretender Chefredaktor beim St. Galler Tagblatt sowie Dozent für Publistik an der Hochschule St. Gallen und Lehrbeauftragter für Philosophie an der Universität Bern.

was als menschlich und unmenschlich, was als wirklich und unwirklich . . .

In derart populärer Weise philosophierte ich eine Stunde lang. Dann gab es eine Diskussion. Die erste Frage lautete: Was verstehen Sie eigentlich unter Metaphysik – und: Glauben Sie, dass Metaphysik im Alltag eine Rolle spiele?

Alles vergeblich. Alles eitel. Alles für die Katz.

Ich zog daraufhin zwei Konsequenzen. Zunächst beendete ich meine Laufbahn als berufsmässiger Philosoph; seither bin ich Redaktor. Sodann beschloss ich, falls ich überhaupt noch Vorträge halten sollte, alles Wesentliche bereits im Titel unmissverständlich zu sagen; daran hielt ich mich auch beim heutigen Referat: «*Die unverzichtbare Grenze zwischen Intimität und Öffentlichkeit*».

So meine ich es buchstäblich. Es mag ja mancherlei erfreuliche Grenzverwischung zwischen Ungleichartigem geben – produktive Vermischungen aller Art, meinetwegen: zwischen Geld und Geist, alletwegen: zwischen Frau und Mann. Die Tunlichkeit solcher Vermischung aber erweist sich an ihrer Fruchtbarkeit: Es entspringt, je nachdem, ein Kunstwerk oder ein Kind – und wenn nicht, dann kommen doch immerhin die Beteiligten in Hochform. *Die Vermischung von Intimität und Öffentlichkeit dagegen fruchtet gar nichts.* Sie verödet nur. Sie beraubt das Intime seiner Intimität, das Öffentliche seiner Öffentlichkeit. So dass wir, vor lauter Mischmasch, am Ende weder das eine noch das andere haben, also gar nichts mehr.

Deshalb plädiere ich für die Grenze – nicht aus Reinlichkeitsfimmel, sondern aus Begier für die Hochform beider: der Intimität

und der Öffentlichkeit. Doch nun schön der Reihe der Argumente nach.

I. Das Zeitalter der Intimität

Ich beginne angestrengt unphilosophisch – mit etwas konkret Leibhaftigem, das alle kennen: mit Boris Becker. Ihn können wir beinahe täglich auf irgend einem Fernsehkanal Tennis spielen sehen. Und das macht er ja auch ganz passabel. Nicht nur gewinnt er meist, er spielt auch variantenreicher, sozusagen verwegener als die Herren Edberg, Lendl & Co.

Doch vielen Zeitgenossen ist dies noch immer viel zu wenig. Täglich bekommt der Boris B. Dutzende von Briefen. Und die meisten, sagte er kürzlich, fangen mit demselben Satz an: «Wie bist Du wirklich, Boris?» Dabei wird nicht gerade unterstellt, das öffentliche Tennisspiel des Tennisspielers Becker sei unwirklich. Doch die öffentlich sichtbare Erscheinung gilt nicht als die echte, wahre, authentische Wirklichkeit. Die beginnt erst hinter dem öffentlichen Auftritt: dort, wo der Boris Becker kein Publikum mehr hat, wo er ganz er selbst, also ganz bei sich sein kann – im Privaten also, wo der Becker Boris keine Rolle spielt, überhaupt nicht mehr spielt, sondern sozusagen original Boris ist: intim eben, und das heisst wörtlich: im innersten Bezirk seiner Individualität nur mit sich selbst vertraulichen Umgang pflegend – äusserstenfalls noch mit seiner frechen Hamburger Freundin.

In dieses Innerste der Vertraulichkeit wollen alle Briefschreiberinnen und Briefschreiber dringen. Und nicht nur sie. Auch Damen und Herren Sportreporter. Man achte bloss einmal auf ihre stereotyp erste Frage. Da wird nicht etwa sportlich sachlich gefragt, zum Beispiel: «Boris, weshalb gaben Sie beim ersten Match-Ball den Netz-Roller so schnell auf?» Nein, sie fragen psychologisch-intim: «Boris, was war das beim dritten Match-Ball für ein Gefühl?» Denn allein diese Art zu fragen beschenkt uns mit einer Botschaft aus dem Innersten der Intimität. Und die lautet in der Regel: «Ein Super-Gefühl!» Unerhört! Fabelhaft! Echt Boris!

Was Tennisspielern recht ist, kann Nobelpreisträgern nicht schlecht sein. Da ist unlängst ein ETH-Chemiker ausgezeichnet worden für seine Spionage im Reiche der Moleküle. Und was wurde dann der soeben Nobilitierte gefragt? Etwa: Welche menschheitsbeglückende Bedeutung seine Forschungen haben könnten? Nicht doch. So theoretisch «abgehoben» kann doch heute kein Mensch mehr fragen. Sondern so: «Als Sie von der Auszeichnung hörten, Herr Nobelpreisträger, was ging da in Ihnen vor? Was fühlten Sie? Was empfanden Sie?» Also, was? Er freue sich. Ist es die Möglichkeit! Und weiter? Er sei überrascht. Oh, welch menschlich fühlende Kapazität! Noch etwas? Er habe mit dem Preis nicht gerechnet. Ach, welch bescheidener Kern in der grossartigen Forscherhülle!

Jedoch, unter uns und also auch ganz vertraulich gesagt: Ein bisschen enttäuscht waren wir da doch. Im intimen Innern der Berühmtheit scheint ganz und gar nichts Besonderes vorzugehen, nichts jedenfalls, was nicht auch unser Durchschnitts-Herz bewegte, würde es einmal gelobt.

Oder lag es an der Frage? «Was geht in Ihnen vor?» Die unterstellt, hinter dem Forscher oder Sportler stecke erst das wahrhaft wirkliche Selbst, die wirklich echte Person, somit das eigentlich Wissenswerte. Dass die Forscher forschen und die Tennisspieler Turniere gewinnen und die Politiker regieren: dies sei ja bloss ihre Rolle, äusserlich ganz und gar, eine Funktion bloss, eine Art Maske gar, hinter der das unverwechselbar Einmalige der Persönlichkeit erst beginne – im Innern, Privaten, Intimen.

Doch stets, wenn diese Maske gelüftet wird: Was kommt dann zum Vorschein? Das allegemeinst-grenzenlos-kommun-Menschliche! Der Sportler findet es super. Der Forscher freut sich. Der Politiker ärgert sich.

Weshalb hören wir denn mit diesem Unsinn des Entlarvens nicht auf? Warum merken wir nicht, dass das einzig Interessante an öffentlichen Personen – deren öffentliche Rolle ist?

Dies zu beantworten, muss ich auf meine metaphysische Einleitung zurückgreifen. Die ging so: Bei allem, was wir alltäglich tun oder lassen, bei allem, was wir denken oder gedankenlos meinen, haben wir immer schon eine quasi-metaphysische Grundsatz-Entscheidung getroffen: eine Vor-Entscheidung darüber, was wir als wahrhaft Wirklich und wirklich Menschlich gelten lassen wollen. Natürlich entscheiden wir derart Metaphysisches nicht bewusst. Und eigentlich entscheiden auch gar nicht wir selbst. Der «Zeitgeist» hat immer schon entschieden, das zeitgemässe «Man» – das heisst: niemand und alle.

Und wie hat nun das zeitgemässe «Man» entschieden? Wie bereits angedeutet:

Das einzig untrüglich Wirkliche, das ist das Selbst mit seinen Gefühlen.

Das einzig wirklich Menschliche, das ist die Person im Innern ihrer intimen Vertrautheit mit sich selbst.

Was aber ist dann die Welt? Ein einziges Feld emotionsenergetischer Schwingungen: ein System psychischer Vibrationen. Und der Mensch? Ein psychoenergetischer Vibrationspunkt!

Etwas weniger abrupt: *Der wahre Mensch der Zeit ist der Empfindungsmensch.* Empfindungsmenschen aber sind überzeugt, die Menschheit lasse sich am besten in psychologischen Kategorien beschreiben. Also psychologisieren sie alles: Moral, Politik, Umgangsformen, Krankheit. Ein Mann hat seine Frau verlassen? Er kommt nicht los von seinen frühkindlichen Bindungsproblemen. Ein Politiker tritt ein für höhere Besteuerung der Bestverdienenden? Ihn plagt der pure Neid. Ein Schüler benimmt sich flegelhaft? Er sucht doch nur Zuneigung. Eine Frau hat Asthma? Sie fühlt sich in ihrer Ehe frustriert.

Gewiss, es gibt für diese Psychologisierung unserer Menschenwelt plausible Motive. Wir leben – spätestens seit Walter Benjamin können wir dies wissen – im Zeitalter der Reproduzierbarkeit. Alles ist kopierbar. Und im Taumel der Vervielfältigung fürchten wir nicht ohne Grund, wir taumelten selbst, bodenlos, von der Kopie zur Kopie der Kopie. Und nirgendwo ein Original, kein Halt, kein ursprünglich Wirkliches, von dem wir verlässlich ausgehen, zu dem wir getrost zurückkehren können.

Und deshalb halten wir uns an den vermeintlich letzten Rest unkopierbarer Realität: an unsere authentische Intimität und an die intimen Authentizitäten anderer – und lassen alle nicht-intimen, objektiven Wirklichkeiten tanzen: nach der Willkür subjektiver Gefühlsregungen.

Das hat gravierende Folgen fürs Verhältnis zwischen Intimität und Öffentlichkeit. Denn seit den alten Griechen galt: Das Leben der Menschen vollzieht sich in zwei Sphären. Zunächst in der *Sphäre des Privaten:* im Reich dessen, was mich betrifft (Geburt, Ernährung, Liebe, Leid, Krankheit, Tod). Sodann in der *Sphäre des Öffentlichen:* im Reich dessen, was über mich hinausweist (Familie, Gesellschaft, Staat, Kunst, Religion, Wissenschaft).

Von der Antike bis zur Moderne also: *eine klare Grenze zwischen Selbstbezogenheit und Weltbeziehung, zwischen Innen und Aussen.*

Doch heute, postmodern, ist es damit vorbei. Wenn nur das Innen als wirklich gilt, schwindet die Geltung des Aussen. Und wo es kein Aussen mehr gibt, da weiss auch niemand mehr, was eigentlich innen sei.

Ich werde nun der Frage nachgehen: *Was passiert mit Mensch und Welt, wenn die Grenze zwischen Innen (Intimität) und Aussen (Öffentlichkeit) fällt?* Um es vorweg zu nehmen: Es passiert zweierlei. Erstens überflutet Intimität die Öffentlichkeit. Zweitens trocknet die so veröffentlichte Intimität aus. Und damit zum ersten:

II. Wie Intimität Öffentlichkeit überflutet

Wir können diesen Vorgang auf mindestens drei Feldern verfolgen:

a) Zunächst auf dem Feld des Politischen. Politik ist Besorgung des Staates. Der Staat, res publica, umfasst das Geflecht wechselweiser Verpflichtungen zwischen Leuten, die eben nicht durch Familienbande oder andere persönliche Beziehungen miteinander verknüpft sind. Also taugt das Prinzip Intimität politisch nichts. Und wenn es dennoch Einkehr hält auf dem Feld des Politischen, bewirkt es das Ende der Zivilgesellschaft.

b) Sodann auf dem Feld des Sozialen. Die Sozietät regelt die gesellschaftlichen Interessengegensätze auf möglichst zivilisierte Weise. Nun aber macht uns das Prinzip Intimität glauben: Gesellschaft sei das Produkt wechselweiser Selbstentblössung. Auf der Basis von Gefühlsregungen aber ist kein Ausgleich zwischen Vertrautem und Fremdem zu bewirken. Deshalb bedeutet allgegenwärtige Intimität das Ende der Zivilisiertheit.

c) Schliesslich auf dem Feld des Medialen. In liberalen Gesellschaften waren Medien bisher dazu da, den Markt der Meinungen zu organisieren, den Austrag der Argumente zu vermitteln – in der Absicht, das verallgemeinerungsfähige Wahre und Rechte und Richtige zu ermitteln. Unter dem Diktat der Intimität mutiert Öffentlichkeit zum Markt der Selbstenthüllungen. Und auf diesem Markt sind Angebote zum Verbrauch von Spannungsreizen gefragt. Der Anreiz zum Gebrauch der öffentlichen Vernunft aber erlahmt.

Die Überflutung der Öffentlichkeit durch Intimität also – und ein dreifaches Ende. *Öffentlichkeit verödet auf den Feldern des Politischen, Sozialen, Medialen.* Das will, auf jedem Feld separat, etwas ausführlicher dargelegt sein.

a) Intimität und Politik: Das Ende der Zivilgesellschaft

Eine Erinnerung zu Beginn. 1990: das Jahr des helvetischen Fichenskandals. Was wurde da vom Bundesrat in corpore, von Justizchef Koller insbesondere erwartet, nämlich in allererster Linie? Dass er die Verantwortlichen zur Rechenschaft zieht? Nicht doch. Ein unmissverständliches Zeichen der «Betroffenheit» wurde zuallererst gefordert. Eine Botschaft aus der Erschütterung der magistralen Seele!

Nun dürfte zwar den meisten klar sein: Die Aufgabe der Politiker besteht darin, Gesetze zu entwerfen und sie auszuführen. Doch dieses Gesetzeswerk gilt im Zeitalter der Intimität als allzu seelenlos. Und deshalb interessiert an einem Politiker weniger, was er denkt und tut und versäumt; entscheidend ist, was für ein Mensch er ist – zuvor noch, ob er überhaupt ein Mensch sei und nicht bloss ein Staatstechniker. Ob er aber ein Mensch sei, das erweist sich daran, ob er Gefühle hat – genauer: ob er Gefühle zeigen kann. Und weil wir gerade in einer Zeit der Krisen stecken, können diese Gefühle nur prekärer Art sein – pauschal: Betroffenheitsgefühle. Und seither werden ganze Parlamentsdebatten zu Betroffenheitskonkurrenzen: vom Waldsterben bis zur Fichenmisere.

Mit Betroffenheit avanciert in der Politik zum höchsten Wert, was politisch vollkommen wertlos ist: die Beschäftigung mit sich selbst. Und damit verkehrt sich Politik in ihr Gegenteil. Sie müsste sein: Beschäftigung gerade nicht mit sich selbst, sondern mit unseren gemeinsamen Angelegenheiten. Res publica.

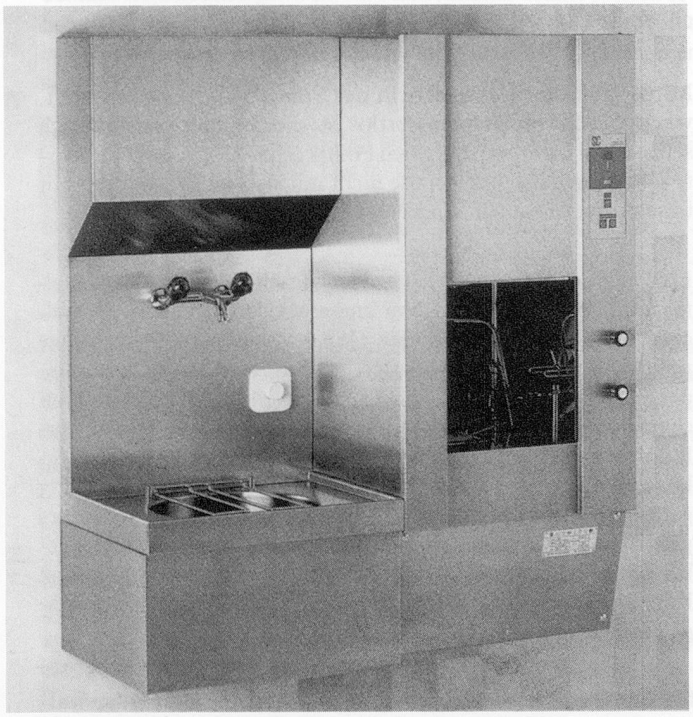
Freilich ist es nicht egal, welche Person sich dieser Angelegenheiten annimmt. Es mag uns zwar immer wieder erstaunen, mit welcher Unnachsichtigkeit in den USA sogenannte Seitensprünge politischer Aspiranten registriert werden. Und mit guten Gründen können wir denken: Vor sexuell unverkrampften, erfolgreichen Politikern müssen wir uns weniger fürchten als vor verkrampft Verkrüppelten. Und doch: Wer über eine Weltmacht gebietet, sollte nicht bei der erstbesten Versuchung ausser Fassung geraten. Persönliche Integrität kann durchaus als Kriterium fürs politische Personal gelten. Nur taugt sie nicht als ausschlaggebende Basis fürs Regieren. Ob ein Politiker «glaubwürdig» sei, ist keine abwegige Frage; töricht ist es nur, sie zur Entscheidungsfrage machen zu wollen.

Mindestens ebenso töricht ist es, einen Ständerats-Kandidaten allein seiner «soliden Grundeinstellung» wegen zu wählen – oder einen Bundesrat vornehmlich darum gut zu finden, weil er jeden Morgen um vier aufsteht und ein zweistündiges Fitness-Programm absolviert. (Zum Trost für *meine* Existenzart gab und gibt es immer wieder bedeutende Regierungsmenschen wie Golda Meir, die sich im wesentlichen von Kaffee und Zigaretten ernährten.)

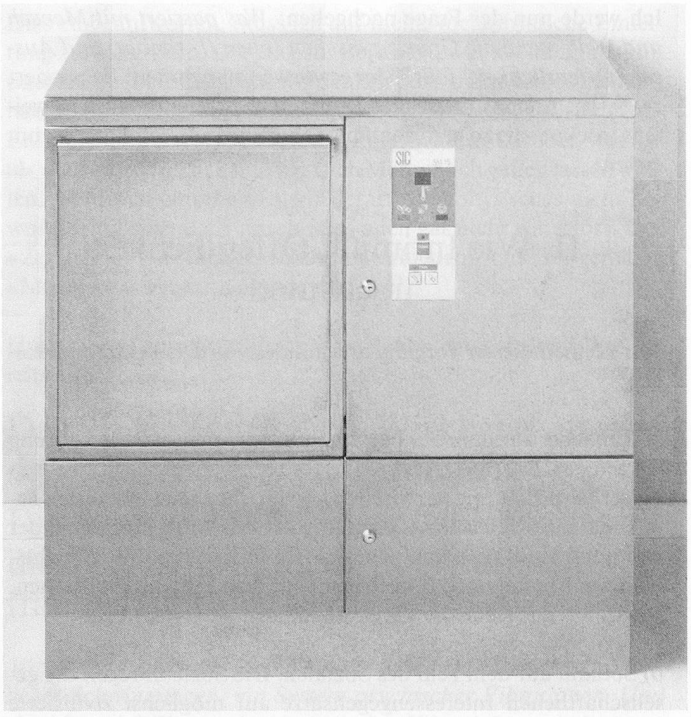
Die Herrschaft der Intimität will Politik vermenschlichen. In Wirklichkeit macht sie sie unpolitisch – und unmenschlich. Intimität will, dass es auch in der Politik zu und her gehe wie im privaten Innenleben: im Alleinsein mit uns selbst, mit der Familie, mit Freunden. Wer aber derart politisiert, macht Politik zur Frage der Vertraulichkeit – und grenzt alles aus, was unvertraulich, fremd, befremdlich ist. Achten Sie nur einmal darauf, wie heute über Parteien geredet wird. Es gebe halt die Partei nicht, die restlos übereinstimme mit dem, was sie dächten und fühlten usw. Als ob wir einer Partei beitreten müssten, wenn es die schon gäbe, die ohne Rest unser Denken und Fühlen zur Geltung brächte! Hier wird (Partei-)Politik mit Maßstäben eines Lebens vertraulicher Intimität gemessen. Wer aber störungsfreie Vertrautheit zur Grundlage des Politisierens macht, verwechselt das politische mit dem psychologischen System.

Politik verlangt nicht Sinn für freundschaftliche Gefühle. Was sie braucht, heisst common sense: gemeinschaftlicher Sinn – oder besser noch, Sinn fürs Gemeinsame. Fürs Gemeinsame nicht unter Freunden, sondern unter Fremden, zumindest unter Menschen entgegengesetzter Interessen. Dazu braucht Politik nicht Menschen, die übereinstimmend empfinden, sondern zivile Bürger (im Sinne von Garton Ash): Männer und Frauen, die andere gerade in deren Andersartigkeit respektieren; die willens und fähig sind, gemeinsame Aufgaben anzupacken, auch wenn diese ihnen zunächst ganz und gar unvertraut sind.

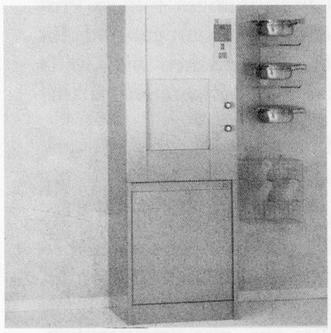
SIC Beckenspülautomaten: für jeden Bedarf das richtige Modell



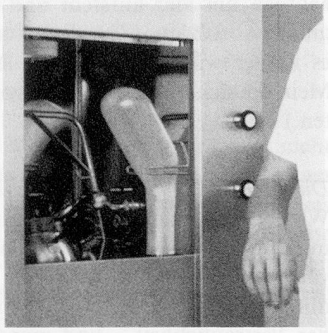
Modell SM20 mit automatischer Schiebetüre



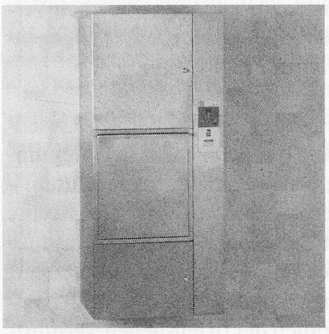
Modell SM15 mit manueller Klapptüre



Standmodell SM20



SM20 Ellbogenstart



Wandmodell SM15

SM15 Klappdeckel

30 Jahre Entwicklung aus Erfahrung

Als Ergänzung zu der bewährten SIC SM20 Modellreihe mit automatischer Schiebetüre wurden die SIC SM15 Beckenspülautomaten mit manuell zu bedienendem Klappdeckel neu entwickelt. Alle wichtigen Komponenten wurden vom SIC SM20 übernommen. Damit ist die gleich hohe Qualität und Zuverlässigkeit gewährleistet.
Ob wandhängend, freistehend oder untertisch montiert: jetzt gibt es den passenden SIC Beckenspülautomaten.

SIC

Spitaleinrichtungen
Equipement hospitalier
Hospital equipment

SIC AG
CH-4020 Basel, Postfach
Wartenbergstrasse 15
Telefon 061-311 97 84
Telefax 061 311 97 42

Politischer notwendiger common sense verlangt das schlechthinige Gegenteil intimer Selbstversenkung: den Willen und die Kraft, von sich selbst absehen – und aufs gemeinsam Nötige und Gute hinsehen zu können.

Wird aber dieser Wille und diese Kraft durch die Bequemlichkeit intimer Vertrautheit geschwächt, dann verfällt die politische Kultur – und mit ihr die Kunst, das gemeinsam mögliche Gute unter Bedingungen real existierender Gegnerschaften zu erwirken.

b) Intimität und Gesellschaft: Das Ende der Zivilisiertheit

Vom Feld des Politischen aufs Feld des Sozialen: Was passiert mit unseren gesellschaftlichen Verknüpfungen, wenn sie unter das Diktat der Intimität geraten?

Ein Beispiel wiederum vorab. Nehmen wir an: Ein Mann ist verliebt, und die Frau will nicht. Traditionell hätte die Frau gute Gründe abzuweisen. Sie ist verheiratet, sie will ihre Kinder nicht irritieren, ihre Eltern nicht beschämen, die Stabilität der Familie nicht riskieren . . . . Doch vor der Instanz der Psychologie zählen derart objektive Gründe nicht. Unter dem Regiment der Empfindungen werden soziale und ethische Normen hinfällig.

Die Standardformel lautet dann: Die Frau hat Angst vor ihren Gefühlen. Oder: Sie hat es verlernt, Gefühle zuzulassen. Praktisch mag das ja sein, jedenfalls für den Mann. Das Ende einer Liebesgeschichte wird leichter verschmerzbar, nämlich so: Die Frau liebt mich, obwohl sie geht; sie liebt mich sogar so sehr, dass sie es mit der Angst vor ihrer eigenen Leidenschaft zu tun bekommen hat! Sie wiederum, die Frau, argumentiert auch längst nicht mehr gesellschaftsnormenbezogen rational, sondern sozusagen emotionsbuchhalterisch: Sie könne in diese Liebschaft einfach zuwenig Gefühle investieren. Und falls sie das Investitionsrisiko einginge, müsse sie damit rechnen, nicht auf ihre Rechnung zu kommen.

Das Kostbarste, was wir Menschen haben, das sind unsere Gefühle. Sie werden zur kuranten Währung unseres gesellschaftlichen Verkehrs. Die Gesellschaft aber wandelt sich so zum Forum für den Handel mit Intimitäten.

Und wir Menschen werden ungesellig. Wir hören auf, gesellschaftliche Akteure zu sein, Subjekte von Handlungen mit Verantwortung für die Folgen. Die äusseren Taten bedeuten nichts, die inneren Motive sind alles. Wir werden zu individuellen Deponien für psychoenergetische Energiequanten. Solche Deponien aber reichen tief. Ein Polizist hat ein Verbrechen aufgedeckt? «Im Grunde» tut es dies nur, um seiner eigenen Verbrecher-Anlage zu entfliehen. Ein Mann hat eine Frau vergewaltigt? «Im Grunde» sucht er doch nur Zärtlichkeit. Die Frau aber, die ihn fürchtet, sehnt sich «im Grunde» nach Vergewaltigung, usw. usf. Im Abgrund unseres Innersten entpuppt sich unsere Seele als ein Horrorkabinett, als ein Giftschrank anstössiger und hässlicher Begierden. Und die Mode befiehlt uns gerade, alle heimlichen Wünsche «zuzulassen», also den Giftschrank zu öffnen. Nur nicht «abblocken»! Nur nicht «abgehoben daherreden»! Sonst verlieren wir das Eigentlichste, Kostbarste, das wir haben: unsere Authentizität

Im Namen dieser Authentizität aber heben wir jede Verbindlichkeit auf, und mit der Verbindlichkeit jede ethische Geltung. Denn die Diktatur der Gefühle regiert jenseits von Gut und Böse.

Ich will Ihnen dazu ein etwas forciertes Beispiel erzählen. Nehmen wir an: Eltern misshandeln ihr Kind, weil es ins Bett gemacht hat. Bisher fragten wir: Ist das böse? Heute müssten wir folgerichtig unterscheiden. Fürs Kind ist es sicher schlimm; es hat einen gebrochenen Arm, Quetschungen am ganzen Körper. Für die Eltern könnte es, psychologisch betrachtet, durchaus befriedigend gewesen sein; sie sind endlich zu ihren Aggressionen «gestanden», haben ihre Wut «hochkommen» lassen usw.

Ein bisschen forciert, wie gesagt. Jedoch konsequent. *Wenn wir das Netz unserer gesellschaftlichen Beziehungen vom Prinzip Intimität regeln lassen, dann bedeutet dies das Ende der Zivilisiertheit.* Eine zivilisierte Gesellschaft lebt nämlich davon, dass unser persönliches Horrorkabinett intim bleibt. Zivilisierte Beziehungen zwischen Personen gelingen nur soweit, wie die hässlichen kleinen Geheimnisse im Innern unserer Seele eingeschlossen bleiben.

c) Intimität und Medien: Der Verfall der Öffentlichkeit

Diesen Abschnitt kann ich knapp halten. Denn was in Politik und Gesellschaft Mode ist – die Überflutung der Öffentlichkeit durch Intimität –, das verstärken die Medien, oder sie erzeugen es. Ja, sogar sogenannt seriöse Medien getrauen sich nicht einmal mehr in sogenannt seriösen Programmteilen, ein Menü objektiver Information anzubieten, ohne wenigstens ein Intimitäts-Dessert anzufügen.

Ein Beispiel, ein harmloses nur. «10 vor 10», TV DRS. Zum Beispiel Montag, 19. 8. 91. Der Tag des Umsturzes in Moskau. Welthistorisch entscheidende Stunden also. Selbstverständlich berichtet «10 vor 10» darüber. Doch zum Abschluss dürfen wir noch ein Filmchen über die Hochzeit zwischen dem Verleger Jürg Marquard («schöner Mann»!) und dem Model Priscilla («schöne Frau!) ansehen. «Dallas» auf helvetisch. Geld plus Schönheit: das ist der Stoff, von dem die neuen Medien leben. Mögen sie.

Doch an diesem Tag (die beiden Schönen hatten, nota bene, schon am Samstag zuvor geheiratet), an dem die Weltgeschichte sich entscheiden kann? Wird da nicht gegen den Ernst der Historie Partei ergriffen – für den Schmus mit dem (öffentlich) belanglos Intimen? Das Publikum will es so? Nur: Wer hat dann dieses Publikum auf diesen Geschmack gebracht?

Einst, nämlich seit den Griechen bis kürzlich, hiess Öffentlichkeit: die Privatleute aus dem Dunstkreis ihrer Privatheit herausholen in die Sphäre des gemeinsam Notwendigen. Typisch dafür ist die Formulierung des Philosophen Hegel: «*Es ist eines, was wir zuhause mit unserer Frau und unseren Freunden erzählen, und wieder ein anderes, was in einer grossen Versammlung geschieht, wo eine Gescheitheit die andere auffrisst.*» Die «grosse Versammlung», das ist die klassische Öffentlichkeit, und kennt kein Pardon für private Gescheitheiten: sie lässt sie wechselweise auffressen – in der Hoffnung auf den Verdauungsprozess: dass bei dem grossen Fressen der Intimitäten das ausgeschieden werde, was an den privaten Gescheitheiten nur privat, das heisst beschränkt ist; und es könnte zurückbleiben, was an diesen Gescheitheiten allgemeinheitsfähig ist.

Mit andern Worten: Bisher hatte Öffentlichkeit den Zweck, uns aus der Versponnenheit in uns selbst heraus- und in die Spannung einer gemeinsamkeitsdienlichen Verständigung hineinzuholen. Heute jedoch kommt der mediale Öffentlichkeitsbetrieb in unsere intime Vertraulichkeit hinein und versorgt uns pausenlos mit

Intimitätsreizen. Statt Anreiz zum öffentlichen Gebrauch der Vernunft bietet er Stoff zum Verbrauch von Spannungsreizen.

Öffentlichkeit wird zum Markt für den Austausch von Intimitäten.

Handeln nicht mit Argumenten, sondern mit Gefühlen.

Das hat, nebst Entwicklungen in Gesellschaft und Arbeitswelt, auch mit der Art des neuerdings dominierenden Mediums zu tun. Nichts gegen das Fernsehen. Es hat, wie jedes andere Medium, seine Stärken und seine Schwächen. Seine Stärke ist das Zeigbare. Was aber lässt sich probat zeigen? Argumente vielleicht? Konzepte? Streitgespräche?

Kürzlich hat mein Bruder, kein unintelligenter Mann, mich gefragt: «Hast du die Sendung mit Blocher gesehen?» Nein. Hätte ich sollen? «Allerdings, das war endlich einmal eine spannende politische Sendung.» Ja, was hat er denn Spannendes gesagt, der Blocher? «Das weiss ich doch auch nicht mehr – aber wie er es den andern gegeben hat!»

Das ist Fernsehen. Nicht zum Streiten, nicht zum Argumentieren, nicht zum Disputieren: zum Sehen. Und was lässt sich sehen? Sicher nicht das Abstrakte. Das Konkrete. Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. D'accord. Doch welche Konkretheiten wollen wir am liebsten sehen? Die menschlich-allzumenschlich-intimen: Gesichter, Brüste, Schenkel. Nichts dagegen – solange sie das öffentlich notwendige Gespräch ergänzen statt ersetzen. Doch heute verdrängen sie den vernünftigen Diskurs über unsere gemeinsamen Angelegenheiten.

Darf ich Ihnen kurz aufzählen, was Sie verpassen, wenn Sie heute abend nicht fernsehen? Der Eugen und der Nekrolog. Zwei Münchner in Hamburg. Werthers unglückliche Liebe. Rote Rosen für ein Callgirl. Die Mafiosi-Braut. Hitcher, der Highwaykiller. Ein Vater zuviel. Chefarzt Trapper John. Der Herzensbrecher. Ein Schloss am Wörthersee. Die Munsters.

Alles heute abend, am 14. November 1991 auf lauter deutschsprachigen TV-Kanälen zu sehen. Daran denke ich, wenn ich von der Überflutung des öffentlichen Bewusstseins durch veröffentlichte Intimität spreche: Intimität als Ware, als Konsumartikel. Statt teilzunehmen an der öffentlichen Auseinandersetzung über Angelegenheiten, die uns alle interessieren müssten, saugen wir uns privat voll mit Privatheiten, die allerlei Medien eigens für unseren Intimitätshaushalt inszenieren.

Und damit verfällt unsere rationale, wirklichkeitsorientierte Öffentlichkeit. Aber nicht nur sie. Es pervertiert auch die Intimität, die unsere Öffentlichkeit überflutet. Davon handelt mein drittes Kapitel.

III. Wie die veröffentlichte Intimität austrocknet

Bisher sprach ich von der Zerstörung der Öffentlichkeit durch die Herrschaft der Intimität. Fortan soll die *Zerstörung der Intimität durch die Allgegenwart des Intimen* erörtert werden – in groben Zügen wenigstens. Schliesslich ist die Logik trivial: Erst überflutet Intimität Öffentlichkeit. Dann aber – weil alles, was grenzenlos flutet, sich einmal verläuft – trocknet Intimität schliesslich selber aus.

Ich will gleichwohl der Tripel-Methode folgen, also in drei Anläufen folgendes plausibel machen:

a) die enteignete Intimität: private Vertraulichkeit hört auf, etwas Eigenes zu sein;
b) die veräusserte Intimität: private Vertraulichkeit hört auf, sich selbst zu gehören;
c) die entselbstete Intimität: private Vertraulichkeit hört auf, sich überhaupt auszubilden.

a) Die enteignete Intimität

Vor wenigen Wochen hat György Konrad (in seiner Rede zum Dank für den Frankfurter Friedenspreis) folgendes gesagt: «. . . Den Strand mag ich nicht sonderlich, ich sehe nicht gern die vielen Leiber dicht an dicht. In diesem Sich-Suhlen, Eisessen und Nichtstun verwandelt sich der Mensch in blosses Fleisch . . . Der Urlauber ist der allgemeine Mensch: kein Chirurg und kein Sprachwissenschaftler, kein Busfahrer und keine Sekräterin, sondern ein entblösster Mensch, der entkleidet nichts anderes ist als ein Körper.»

Es ist nicht Feindschaft zum Fleisch, die Konrad so sprechen macht, sondern Freundschaft zum unverwechselbar Individuellen. Und was er sagen will, ist dies: *Auf dem öffentlichen Markt der Selbstentblössungen aller kommt nicht das einmalig Intime zum Vorschein, sondern dessen Gegenteil: das ununterscheidbar Allgemeine* – lauter allgemeine kommune Menschen, reduziert auf ihre physische Körperlichkeit und ihre psychische Energie.

Das ist logisch. Inmitten der allgemeinen Selbstversunkenheit weiss nämlich niemand mehr zu sagen, was «innen» ist. Die Grenze zwischen innen (Intimität) und aussen (Öffentlichkeit) bricht ein – und mit ihr das Innen wie das Aussen. Solange die Grenze hielt, gab es die geschützte Sphäre zur Kultivierung der Vertraulichkeit – und die ungeschützte Sphäre der Öffentlichkeit, worin die Individuen vertraulichkeitsgestärkt sich exponieren konnten, jedoch nicht mit Intimitäten, sondern für gemeinsam Politisches, Soziales, Kulturelles. *Ohne diese Grenze aber fehlt den Individuen gleich beides: zunächst der intime Schutz der Privatheit, unter welchem sie ihre Eigenheiten entdecken, nähren und wahren konnten; sodann die öffentlichen Rollen, in denen sie ihre privat entwickelten Eigenheiten welthaft ausbilden konnten.* Etwas Eigenes und Besonderes ist nämlich von selbst keine und keiner von uns. Wir müssen unsere Eigenheiten privat heran- und öffentlich ausbilden. Und wenn mit ihrer Unterscheidung beide Sphären verfallen, dann sind wir enteignete einzelne: es fehlen uns die getrennten Orte für die «innere» Entwicklung und die «äussere» Realisierung unserer Besonderheiten. Mit diesen beiden Orten werden wir unserer Eigenheit beraubt.

Der bisherige groteske Höhepunkt dieser Entwicklung wird uns gerade aus den USA berichtet. Dort soll, nach dem Ende der Dallas-Serie, ein neues, allerpersönlichstes Programm in Mode kommen: die Video-Party mit dem heissen Streifen von der eigenen Operation. Das ist die letzte Konsequenz der öffentlichen Selbstbeschauung: die Eingeladenen dürfen nun wirklich und wahrhaftig in einen andern Menschen hineinsehen. Doch das vermeintlich Ureigenste entpuppt sich als das Allerallgemeinste. Wer nur gründlich, tief genug ins eigene oder anderer Intime eindringt, stösst auf Fleisch, Knochen, Blut, Geschwüre.

Soviel zur enteigneten Intimität. Und damit zum Vorletzten:

b) Die veräusserte Intimität

Wir veräussern unsere Intimität. Das heisst: Wir geben ihre Kreation auswärts. In den Zentren der Unterhaltungs- und

Spannungs- und Kitsch-Industrie werden die mutmasslich massenfähigen Typen von Intimität produziert. Dann bieten Medien, Kino, Reklame, ein Sortiment solcher Intimitäts-Typen – und wir wählen aus: Was darf es sein? Vielleicht mit einem Zug ins Erotische? RTL plus? Lieber etwas sentimental? «Schwarzwaldklinik» vielleicht? Noch ein Schuss Brutales hinzu? Dann am besten «Dallas». . .

Nun kann man natürlich sagen, das sei ein alter Hut. Vor 200 Jahren schon, als Goethes «Werther» in den Buchhandlungen lag, wollten verschmähte Liebhaber reihenweise sich selbst ums Leben bringen. Und gleichwohl unterscheidet sich die gegenwärtige Intimität-Vorbild-Produktion durch mindestens zwei Merkmale von allen früheren: Sie ist erstens allgegenwärtig, und sie ist zweitens von allem Anfang nach Gesichtspunkten der Absatzchancen produziert, also auf Massenkonsum hin konzipiert.

Um so fragwürdiger. *Die Allgegenwart veröffentlichter Intimitäts-Vorbilder» füllt die Räume privater Intimitäts-Bildung aus, besetzt sie sozusagen, bevor die Individuen überhaupt gemerkt haben, dass diese Räume ihnen gehörten.* Diese Okkupanten handeln meist ohne ideologische Ambitionen; sie tun, was rentiert. Was aber rentiert, bestimmen wir: durch unseren Konsum. Wer oder was aber bestimmt unseren Konsum? In der Regel unsere Defizite. Weil wir Hunger haben, kaufen wir die Wurst. Weil wir unglücklich sind, kaufen wir die Glückspost. Weil wir sexuell unerfüllt leben, füllen wir die Pornoläden . . .

Und hier sehe ich nun die Entäusserung der Intimität. Wir geben nicht nur die Fabrikation unserer Intimitätstypen auswärts. *Wir lassen uns für unsere intimen Defizite auch sozusagen äusserlich entschädigen.* Pornofilme sind nur das meistdiskutierte Beispiel: Wer mit der Macht des Geschlechtstriebes nicht auskömmlich und gelegentlich glücklich leben kann, hält sich schadlos durchs Betrachten anderer, die beim Kopulieren vermeintlich besser in ihrem Element sind. Nun ist es vermutlich nicht etwa so, dass der Pornofilm die Sexualität beschädige. Pornoindustrie beutet die längst beschädigten Triebe nur aus, ohne sie zu ent-schädigen. Denn wäre der Schaden einmal behoben, wäre auch die Ausbeutung am Ende. Also wird das unglückliche Triebschicksal nicht erlöst, sondern veräussert: Es darf sich vollsaugen mit anderen, vorgeblich glücklichen Triebschicksalen. Je mehr es jedoch seine Defizite derart «wettmacht», desto weniger ist es in seinem eigenen Begehrens-Haushalt mit sich selbst vertraut, also intim.

Die veräusserte Intimität beschränkt sich keineswegs aufs Geschlechtliche. Sie reicht vielmehr von der Freundschaftskultur bis zur Innenarchitektur, von der Glücksvision bis zur sogenannten Trauerarbeit. Freundschaft und Wohnlichkeit, Glück und Trauer: Dies alles müssen wir nicht selber entwickeln. Wir können die Stellen dafür leer lassen. Sie werden sogleich durch Angebote der Freizeit-Industrie besetzt. Intimitäts-Vakanzen gibt es nicht mehr. Sie sind schon besetzt, bevor wir das Vakuum überhaupt entdeckt haben. Und eben deshalb hören wir immer mehr auf, intime Intimitäten zu pflegen. Wir lösen unsere Vakanzen nicht selber ab, wir veräussern unsere Glücks-Defizite – für Geld, das ist klar; schliesslich werden dafür unsere Sinnlöcher auch gestopft. So ist dann die Intimität scheinbar wieder komplett: mit trügerischen und intimitätsfremden Füllungen allerdings.

Soviel wollte ich zur veräusserten Intimität sagen. Und jetzt zum Allerletzten, zu

c) Die entselbstete Intimität

Die grenzenlos veröffentlichte Intimität, wie gesagt: enteignet erst, veräussert sodann – nicht weil irgendeine intimitätsfeindliche Macht ihr übel mitspielte, sondern weil sie selbst es zu weit treibt mit der Intimisierung des öffentlichen Lebens. Und weil sie keine Grenze kennt, kennt sie schliesslich auch sich selber nicht mehr. Intimität hört auf, etwas Selbstisches zu sein. Denn *was auch immer ein Selbst ist: jedenfalls gewinnt es sich durch Hemmung.*

Zwar wird jedem einzelnen heute sein sogenanntes Selbst zum Selbstzweck – nicht länger ein Mittel, die Welt kennenzulernen, das Leben zu entziffern, auf Gesellschaft einzuwirken. Und gerade weil wir so sehr in uns selbst vertieft sind, fällt es uns ungemein schwer, uns selbst oder andern ein klares Bild davon zu machen, woraus unsere Persönlichkeit besteht. Der Grund hierfür ist: Je mehr wir die Psyche privatisieren, desto weniger wird sie stimuliert – und desto schwieriger wird es für uns, zu fühlen oder Gefühle zu äussern. Wir sind ja nichts anderes als der Vibrationspunkt unserer Emotionsenergie. Kein Abstand, kein Verhältnis, keine Verständigung: Wir hocken in unserer Gefühlsdeponie.

Ich kann dies auch so sagen: Wir führen uns auf, als wären wir ein Stück Natur. Der Stein und die Fichte, der Regenwurm und die Ziege: Sie alle sind, was sie eben sind – sie können nichts dafür, und folglich können sie nichts dagegen. Und so leben sie in bruchloser Einheit mit sich, so bequem wie dumpf. Wir aber sind drauf und dran, es ihnen gleichzutun. *Ob wir liegen oder gehen oder streben – wir gehorchen selbstlos der Schwerkraft unserer Psyche.*

Als wäre dies schon menschlich, was wir gerade sind! «Der Mensch ist nicht – er hat zu sein.» Diese existenzphilosophische Bestimmung des Humanen meint:

> Menschsein ist nicht Vorgabe, sondern Aufgabe; keine Befindlichkeit, sondern ein Pensum.

Nämlich dieses: sich zum Menschen unausgesetzt zu machen, das heisst: stündlich weg vom pflanzenhaft in sich befangenen Empfindungswesen – hin zu einem empfänglichen, verstehenden, handelnden, verantwortenden Wesen.

Dazu aber bedarf es der Grenze zwischen Intimität und Öffentlichkeit: der Scheidelinie zwischen einer Sphäre der Vertrautheit mit sich und einer Sphäre des selbstbewussten Verkehrs mit dem Unvertrauten.

Und sollten Sie, meine Damen und Herren, jetzt sagen, das sei aber ziemlich anstrengend, dann kann ich nur beistimmen.

> Sonderlich bequem war es noch nie, ein Mensch zu sein.

Indes: Diese Anstrengung macht ein Menschenleben auch erst reich – nämlich im Wortsinne spannend: gespannt zwischen Innen und Aussen, zwischen Ich und Welt, zwischen Selbst und den Anderen. Und in dieser Spannung profitieren alle: die Welt und ich selbst, Öffentlichkeit und Intimität.

Das wollte ich Ihnen heute plausibel machen. Etwas umständlich, ich hab's wohl gemerkt. Doch es gibt nur eine umstandslose Methode, zur Einsicht in die Fruchtbarkeit der Hygiene einer intim/öffentlichen Rollentrennung zu kommen: Sie müssen sie praktisch versuchen!